

Heinrich Schütz : zu seinem 350. Geburtstag

Autor(en): **Löbel, J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Orchester : schweizerische Monatsschrift zur Förderung der Orchester- und Hausmusik = L'orchestre : revue suisse mensuelle pour l'orchestre et la musique de chambre**

Band (Jahr): **2 (1935)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schaffen versteht (diesen Vorgang könnte man mit der Arbeit des Komponisten vergleichen, der sein Thema aufschreibt, es vielleicht melodisch und rhythmisch analysiert, es dann aber klanglich-farbig ausweitet den Gesetzen des Orchesterkörpers gemäß). Das ist so in den theoretischen Fächern, wo alles zur freien — gefungenen und gespielten — Improvisation drängt, wo Gesetzmäßigkeit nur Grundlage ist für eigene Erfindung.

Vom Spieltrieb des Kindes, der nichts anderes ist als Überfluß vitaler Lebenskräfte, unbewußte Regung des Schöpferischen, die in jedem Menschen liegt, wird im Anfangsunterricht ausgegangen. Von hier aus sind wohl am besten die oft erstaunlichen Erfolge bei psychopathischen und selbst taubstummen Kindern zu begreifen. Diese schöpferischen Kräfte steigern und entwickeln, heißt Leben steigern, am neuen Menschen bauen, der die verlorengegangene Einheit des Körperlich-Seelischen-Geistigen wiederfindet. Es heißt vor allem Freude vermitteln und innerlich reicher machen.

Heinrich Schütz.

Zu seinem 350. Geburtstag.

Von J. H. Löbel, Berlin.

Im Zeichen des Gedenkens dreier Heroen der Musik steht das Jahr 1935: Bach, Händel, Schütz. Und es ist kein Zufall, daß Heinrich Schütz, obwohl er der chronologisch Frühere ist, in dieser bedeutungsvollen Trinität an letzter Stelle genannt wird. Nicht etwa wiederum, weil der Tag seiner Erinnerung nach denen Bachs und Händels in den Lauf des Jahres fällt, geschickt diese äußerliche Hint-ansetzung, sondern den Anlaß hierzu gibt einzig das Verhältnis der Heutigen zu ihm. Erscheinen dem unbefangenen Hörer schon die strengen Sätze eines Bach und die schlichte Herbheit Händelscher Arien wie in eine abfrakte Ferne gerückt, so trennt uns doch noch ein ganzes Jahrhundert mehr von den Schöpfungen des „Vaters der deutschen Musik“, wie Heinrich Schütz schon von seinen Zeitgenossen genannt wurde. Hiezu kommt, daß die Namen Bach und Händel — und zu einem gewissen Teil auch die ihrer weniger bekannten Vorgänger und Schüler — heute noch häufige Gäste in den Programmen der Konzertsäle und des Rundfunks, in den Verzeichnissen der Verleger und vor allem im täglichen Leben der Kirche sind, während der Gegenwartsmensch — wenn er nicht gerade musikwissenschaftlich interessiert ist — wenig Gelegenheit hat, an das Schaffen Heinrich Schütz' von verständiger Hand herangeführt zu werden. Gewiß tun die Bach-Händel-Schütz-Feiern in dem augenblicklichen Jubiläumsjahr ein Bedeutendes in dieser Hinsicht und darüber hinaus hat sich die „Deutsche Heinrich-Schütz-Gesellschaft“ in Dresden ein hohes Ziel gesteckt, für den Durchschnittshörer aber bleibt die Zeitspanne von 350 Jahren denn doch ein schwer zu überbrückendes Hindernis für das Verständnis und den Genuß dieser Kunst.

Noch heute steht in Weißenfels der alte Gasthof „Zum Schützen“, der einst



Heinrich Schütz
1585—1672

den Großeltern des Komponisten gehörte. Er selbst wurde in Bad Köfritz an der Elster am 8. Oktober 1585 geboren, wo seine Eltern ebenfalls ein Gasthaus, den „Goldenen Kranich“ besaßen. Neben fünf anderen Brüdern und Schwestern wuchs Heinrich in Weissenfels auf, — nach dem Tode des Großvaters waren die Eltern in ihre Heimat zurückgekehrt — und in der gediegenen musikalischen Ausbildung, die allen Kindern zuteil wurde, zeichnete er sich bald durch besondere Begabung aus, die auch von seinem Vater richtig erkannt und gefördert wurde. Eines Tages hörte der kunstliebende Landgraf Moritz von Hessen-Cassel den 13jährigen Knaben, der sich zu einem prächtigen Sopranisten entwickelt hatte, und wollte ihn sofort zur weiteren Ausbildung mitnehmen. Erst nach vielfachem Drängen gaben seine Eltern nach, und ein Jahr später folgte Schütz seinem

Landesherrn, in dem er einen großzügigen und begeisterten Förderer gefunden hatte, in die Residenz. Als 23jähriger ging er dem Wunsche seiner Eltern entsprechend nach Marburg, um Rechtswissenschaft zu studieren. Wiederum drängte Landgraf Moritz auf die musikalische Bestimmung Schütz' und ließ ihn zu einem italienischen Meister nach Venedig gehen, wo Schütz drei Jahre blieb. Das Ergebnis dieser gründlichen Schule war das erste gedruckte Werk des Komponisten, eine Sammlung fünfstimmiger Madrigale.

Wieder wollte Schütz das Rechtsstudium in Leipzig fortsetzen. Als ihn nunmehr sein Landesherr als Hoforganisten nach Basel berief, gab er diesen Plan endgültig auf. Hier lebte er jetzt ausschließlich der Musik, und im Jahre 1615 ging er, ursprünglich nur vorübergehend, nach Dresden, von wo er jedoch nicht mehr zurückkehrte. Hier nahm er nunmehr die Stelle ein, die er bis zu seinem Tode bekleiden sollte. 1619 heiratete er, jedoch sollte er seine junge Frau nach weiteren sechs Jahren schon wieder verlieren. Der künstlerische Ruhm des Komponisten stieg immer höher, und es ist bezeichnend, daß ihn schon seine Zeitgenossen den „Vater der deutschen Musik“ nannten.

In der Folgezeit war Heinrich Schütz mehrfach auf Reisen, immer von dem Wunsche beseelt, Neues zu lernen und der deutschen Musik nutzbar zu machen. So war er 1628 noch einmal in Italien, 1633 in Hamburg und anschließend in Kopenhagen, wo er schon vier Tage nach seiner Ankunft zum Königlich Dänischen Kapellmeister ernannt wurde. Auch dieser Herrscher verluchte, ihn für ständig an seinen Hof zu fesseln.

Am 6. November 1672 ist er in Dresden gestorben und wurde in der Frauenkirche neben seiner Frau beigesetzt.

Zu den bedeutenden und maßgeblichen Schützkennern der Gegenwart ge-

hört in erster Reihe der Präsident der „Heinrich Schütz-Gesellschaft“ Dr. Erich H. Müller, der die erste ausführliche Schützbiographie geschrieben und die Gesammelten Briefe und Schriften Heinrich Schütz' (Verlag Boffe, Regensburg) herausgegeben hat. Diese in der Originalfassung veröffentlichten Dokumente vermitteln nicht nur ein Bild von der schlichten deutschen Seele des Komponisten, sie sind darüber hinaus ein wertvoller Spiegel des Musiklebens der damaligen Zeit. Auf Grund einer nicht einseitigen intellektuellen Schulung war Heinrich Schütz in der Lage, die Libretti und die Texte seiner Oratorien, Madrigale und Motetten selbst zu schreiben, von denen das Buch äußerst interessante Beispiele enthält. Reichhaltige Anmerkungen und Erläuterungen sowie wertvolle Bildbeigaben machen den Band des Schützkenners Müller zu einem unschätzbaren Brevier, das nicht besser in Leben und Bedeutung des großen Meisters einführen und ihn verehren lehren kann.

Der 350. Wiederkehr des Geburtstages Heinrich Schütz' ist damit eine literarische Basis gegeben, die sich würdevoll und verdienstlich an die Seite der offiziellen Veranstaltungen dieses Jahres und des stillen Gedenkens stellt.

L'Enseignement musical

par A. Piguet du Fay

(Suite)

Ces deux parties de l'enseignement musical: la partie idéale et la partie scientifique sont intimement liées et ne sauraient se passer l'une de l'autre. L'enseignement scientifique ou technique est de nature très complexe: c'est à lui qu'incombe la culture et le développement des aptitudes musicales du jeune débutant. Le professeur complétera cette initiation en attirant l'attention de l'élève sur la beauté expressive des œuvres à l'étude.

Tout en étant d'une grande utilité, l'échange d'idées entre maître et élève est un des côtés les plus attrayants de l'enseignement musical et ce n'est pas sans raison que l'on rencontre cette admiration et cette affection que tant de musiciens célèbres arrivés à la maturité de leur art, gardent aux humbles professeurs qui ont guidé leurs premiers pas musicaux. Et quelle joie aussi, quelle noble satisfaction doit éprouver le maître qui a prévu et aidé à l'éclosion de ces facultés dont quelques élus ont le privilège. Mais ce sont là de rares exceptions et le rôle du professeur est en général beaucoup plus modeste, pour ne pas dire plus ingrat.

L'audition fréquente de bonne musique doit être le complément indispensable de tout enseignement musical et c'est là aussi que le maître, en pleine possession de son art, pourra conseiller, guider et prêcher par l'exemple. Il devra également indiquer à ses élèves des lectures propres à développer leur culture générale ou musicale. C'est pour cette raison que tout professeur devrait être doublé d'un psychologue averti, afin de discerner exactement ce qui convient le mieux à chaque élève, suivant son tempérament, ses aptitudes et son caractère. Dans ses rapports avec eux, il sera tout à la fois ferme et affectueux